

Das neue Ziel

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang



Kronstadt März 1920



10. Heft



Hermann Kollerth: Lithographie.

Gedichte

Von Heinrich Zillich (Kronstadt)

Vor dem Sturm

Höllenausgeburten schreiten ins Schwarz des Himmels.
Ihrer Gedanken erdrückende Schwere
formt die Luft zu schwangeren Ballen.
Im Osten zuckt noch ein Lichtfleck,
der ist meiner Liebe verwandt,
die Blumen auf brachen Feldern sucht.

Mit beiden Händen faß ich ins Haltlose,
winkende Klängen des hellen Blaus.
Und mein Schritt geht über die Grate,
als hätte ich Sohlen von Stahl
und nicht verwesendes Fleisch an den Füßen.
Und ginge ein Gott in die Stille.
O mehr noch ein Satan aus den Wolken
haßvollsten Brütens hinaus, —
herunterzuzerren die hängenden Massen,
das Licht zu erwürgen.

In kochenden Adern trag ich den Haß des Enterbten,
aufgespeichert Frucht auf Frucht.
Denn ich saß endlos und sammelte Splitter und Halme,
reißte Zweige und Äste zu mächtigen Bäumen.
Schon lange räuschten die Wipfel!
Mühsam band ich die Stämme,
deren Kraft die Zäune zu sehr bedrängte.

Nun splittert das Bretterwerk,
und weithin schattet das Laub,
wie diese Wolken. —

So trage ich lieber die Wucht dieser Stürme,
als einer Sehnsucht ruhsam Verwehen!
Konnt ich das Glück nicht fesseln an meine Sohlen,
so geb ich dem Wetter mich lieber,
als lauem Entfagen.

Noch leuchten Fluren hinter der Windsbraut!
Vom Bauen zum Niederreißen ein leichter Sprung!

Es sinkt die Helle —
so sei es schwarz —
nur Farbe!

Komm Sturm! —

An die Geruhssamen

Geht nicht zu stolz, die ihr die Ruh gefunden —
Wir tragen Fahnen, Fahnen durch den Tag
und wühlen dreifach tief in unsern Wunden
und wehren, wehren manchen Schlag.

Zu viele Flammen, die uns überlassen.
Zu nah dem Feuer — sind wir auch entbrannt!
Und sei es Lieben oder Hassen —
nun hält die Glut ein jedes in der Hand!

Sacht nicht — die ihr den Weg gegangen,
denn unser ist das ungepflügte Feld.
Bleibt in den Furchen, denen wir entsprangen.
Wir tragen Fahnen, Fahnen durch die Welt!

Entwürdigend

Ich gehe auf Wegen, die ihr nicht kennt —
und greife nach Sonnen, die ihr nicht seht —
meine Lust ist tief,
mein Weh ist weit,
wie die Meere ohne Riffe und Strand —

Ich ströme mein Glück an hellen Tagen
aus hohen Schalen in dunkle Gründe.
Schließe mein Leid
in schwarze Stunden —
die dunkeln Gründe sind fremde und viel —

und tragen in wallenden Schatten
gierig mein Glück — lüstern mein Weh.
Keine Seele lächelt
meiner wert,
ein heller Grund meiner sehnenenden Sucht —

Verträumte Stunden

Verträumte Stunden gehn, wie Kinder hin,
aus deren Augen ein Geheimnis lacht —
so still — so leis — Was las ich drin?
O eitel Glück und Pracht.

Ein Glöckchen durch die Stille klang.
Verträumte Stunden wehen zart und weich,
bis eine Sonne mir zu Füßen sprang.
Da ward ich reich.



Mutter Maria

Von Hermann Klöß (Hermannstadt)

Weil sie eine so besondere Art hatte, mit ihrem
einzigen Sohn zu verkehren und nicht müde wurde, jeden
Tag neue lebenswerte Eigenschaften an ihm zu entdecken,
hieß man die alte Frau im Dorfe nur Mutter Maria.
Dazu stimmte auch vortrefflich der Name Josef ihres
Sohnes. Und wenn die Leute abends an dem niedrigen
Häuschen vorbeigingen und zum Fenster in die Stube
hineinguckten, erlebten sie nur ein Stück Heiligengeschichte;
denn dort drinnen saßen die Beiden beim dürftigen Schein
ihrer Lampe und lasen sich aus der Bibel vor oder
beteten miteinander. Oft auch hörte man sie laut und
herzhaft lachen, daß die Neugierigen fast erschreckt von
ihrem Guckloch zurückfuhren, und während sie ihren
Heimweg beschleunigten, sich darüber Gedanken machten,
ob denn die Heiligen auch lachen dürfen.

Heute war gerade Erntetag. Die Wagen, welche auf
der Straße vorüberfuhren, waren so hoch mit Ähren
beladen, daß sie in dem Stübchen der Mutter Maria
das Licht verdunkelten. Darum hatte sich Josef mit
seiner Schneiderarbeit an das Hoffenster gesetzt, und die
alte Frau half ihm bei seinem Handwerk; sie erleichterte
ihm die Mühe mit Nadel und Zunge. Nicht als
als ob sie geschwätzig gewesen wäre, auf hundert Stiche
kamen immer bloß zwei bis drei Worte. Aber es war
doch so traulich für den jungen Schneidergesellen, seine
Mutter sprechen zu hören, während er arbeitete. Er
fühlte es klar, daß dies ein Glück sei, welches nicht ewig
dauern kann.

Und wie vieles sie wußte aus seiner Kindheit! Kein Tagebuch hätte darüber reichlicher Aufschluß geben können als ihr mütterliches Gedächtnis.

„Du warst immer der Tapferste unter deinen Kameraden,“ sagte sie, „wenn ihr Krieg spieltet. Dein hölzernes Schwert hatte die meisten Scharten.“

„Warum sprecht ihr davon? Nun bin ich doch gerade Schneider geworden, statt Soldat.“

Diese Antwort klang aber eher lustig als traurig, eher trotzig als verzagt; und da Josef eben eine große Nadel aus leuchtendem Stahl zwischen den Fingern hielt, schwang er sie wie einen Säbel und exerzierte damit. In seine blauen Augen schoß es dunkel herauf aus der Tiefe; der Zorn, den jeder echte Mensch in sich hegt gegen alles Gemeine und Schmierige, gegen Lüge und Verrat, erfüllte auch seine Brust. Und das ist Heldentum genug.

So mußte er auch als Kind gewesen sein; denn seine Mutter erzählte weiter: „Einmal brachten sie dich mir nachhause, dein Rinn war bis auf die Zähne gespalten, und ist heute noch nicht zusammengewachsen.“ Sie strich ihm mit ihrer rauhen Hand darüber hin.

„Meine erste Narbe“, bemerkte er lächelnd.

„Sie gehört nun zu dir“, meinte die Mutter, „ich lieb sie auch, und dein Haar, deine Stirne, die Hände, deine Augen — nichts darf davon verloren gehn. Es sind meine Güter. Dein Leben meine Ernte. Hörst du, Kind, damals bist du zu böse gewesen!“

Josef träumte vor sich hin, als lauschte er dem Ton einer fernen Trompete, die ihn irgendwohin rief dann schüttelte er heftig den Kopf: „Nein, Mutter: ich sehe ihn jetzt noch, den laufigen Misch, wie er vor mir auf den Nußbaum flüchtete, bis in die höchste Spitze. Er hatte uns unsere Mützen mit seinem Angeziefer vollgeteilt, damit wir auch schmutzig wären wie er. Ich aber kletterte ihm nach, von Zweig zu Zweig wie ein Eichkätzchen; bis ich plötzlich stürzte und mit dem Knie in einem scharfen Ast hängen blieb. Das war die Gerechtigkeit! Und doch stieg ich gleich ein zweitesmal hinauf, um einen solchen Lumpen zu strafen.“

Er vertiefte sich in seine Arbeit. Dort die alte Frau schien das Gleichgewicht in ihrem Herzen nicht mehr zu finden; als wog der Stolz schwerer über den Heldensinn ihres Sohnes, bald wieder die Not um seine unbesorgte und ungeschützte Jugend. So wußte sie nichts Gescheitres zu tun und stach sich in den Finger, als wollte sie den Faden durch ihr Fleisch und Blut mitten hindurchziehen. Und als sich der Sohn mit bekümmelter Miene ihr zukehrte, lachte sie anstatt zu wehklagen:

„Bin ich eine ungeschickte Schneiderin!“ rief sie aus.

„Sie nur, wie mir die Hand zittert; o, du bist bei mir, und Gott ist bei mir. Ach, ich alter Vogel! Will ich doch meinen lieben einzigen Jungen immer noch unter meine Flügel nehmen und wollte es gar nicht, daß sie eingeschrumpft sind, sie reichen nicht mehr. Längst ist mein Bub schon flügge . . . o jeh!“

Da wurde die Türe aufgerissen, als ob der Wind sie eingedrückt hätte. Die Nachbarin war durch ihren Garten in den Hof der beiden stillen Leute gelaufen und schrie nun aus Leibeskräften zur Stubé herein: „Mutter Maria, Mutter Maria, es ist Krieg, es ist Krieg!“

Durch die offene Türe blies die Zugluft in all' das leichte Schneiderzeug, das auf dem Tische ausgebreitet lag, und warf's durcheinander und legte es in eine Ecke des Zimmers. Mutter Maria bückte sich nicht darnach; sie war plötzlich ganz schwach geworden und mußte sich an einer Stuhllehne halten, um nicht mitzusliegen mit Zwirn und Sommertuch und den übrigen Fetzen, die vor ihren

schwindelnden Augen sich in die Luft erheben, als hätten sie sich in dunkle Raben verwandelt. Sie fingen auch an zu krächzen, grausige Töne; oder war's nur der Klang der Sturmglocke, der vom fernen Turme endlich herüberdrang.

Draußen aber nahm die Ernte ihren Fortgang, nicht schneller als sonst; denn die Ähren fielen nicht vor dem Klang der Kriegsglocke, sie müßen geschnitten werden, Halm für Halm mit der Sichel, und auch die Dachsen zogen nicht schärfer an, denn die Erntelast ist schwer und kann nicht im Laufschrift eingebracht werden. Aus allen vier Himmelsrichtungen fuhren die hochbeladenen Wagen, golden leuchtend und langsam sich wiegend, als wollten sie dem aufgeregten Ruf vom Turme entgegenwirken durch ihre Rufe: zum Dorf hin bewegten sie sich, und der Bauer mußte seine Schritte zügeln an ihrer Seite. Es bleibt ihm Zeit, die beiden Gedanken, welche allein ihn beschäftigten, hundertmal in seiner Seele zu drehn und zu wenden, daß fast ein Lied draus wurde, mit dem Kehrreim: „Dies bring' ich noch meinen Kindern, und morgen geht's in den Krieg.“

Blos die Nacht hatte es heute eilig; sie schwang sich mit ihren Siebenmeilenstiefeln von einer Bergkuppe zur andern, rückte immer näher und verschluckte bald auch die letzte Abschiedsstunde, die unter diesen niedrigen, friedlichen Dächern gefeiert wurde, in ihrem tiefen Dunkel, das Hügel und Schluchten ausgleicht, wie Glück und Bekümmernis.

Bei Mutter Maria brannte das Licht am längsten. „Was geht mich der Krieg an?“ beteuerte sie immer wieder. „Mein einziges Kind können sie mir nicht nehmen.“

Josef ließ sie dies zehnmal sagen, das elftemal aber schnitt er ihr die Rede ab mit den Worten: „Mutter, ihr wißt doch, daß Gott den Menschen nicht zum Schneider geschaffen hat, und es fragt sich, ob es ihm in der Freiheit seines weiten Himmels gefällig ist, wenn er mich mit gekrümmtem Rücken auf meinem Bänkchen sitzen sieht, die Nase in die Löcher vergrabend, die meine Nadel sticht, an statt sie zu seinem Herren zu erheben. Mit Scheere und Nadel hantieren, ist wohl schwerlich ein göttliches Geschäft; aber unsere Ehre zu verteidigen, diesen Beruf hat Gott selbst uns in die Wiege gelegt. Und so will ich in den Krieg ziehn!“

Dazu leuchteten seine blauen Augen der Mutter entgegen, als wär gerade der Morgen erwacht, den sie sich kurz zuvor noch so weit weg gewünscht hatte. Nun aber schien er ihr aus der Seele ihres Sohnes aufzusteigen, freundlich und gewaltig, wie sie's gewohnt war, ihn im Osten täglich aufleuchten zu sehn. Unterschied sich denn der Morgen des Krieges so wenig von dem des Friedens? Sie gleichen einander, Mutter Maria, solange du stark bleibst!



Unsere großen deutschen Tonsezer

VII.

Franz Schubert (1797—1828)

Von Emil Honigberger

Franz Schubert ist aus dem Volke geboren, wie Haydn, Mozart, Beethoven. Eines Dorfschullehrers Sohn. Sein Leben ist so arm an allen äußeren Ereignissen und so reich an Not und Entbehrung, wie vielleicht keines unserer leider fast durchwegs kirchenmausarmen großen



Hermann Konnerth: Federzeichnung.

deutschen Tonsetzer. Der stille, aufreibende Kampf gegen die profaischsten Lebensnöte, der Entbehrungsweg des Künstlers, die fieberhafte Kräftespannung inmitten des geradezu erbärmlichen Daseins, wirken in all der Kleinlichkeit doppelt tragisch und erschütternd. Und dann das dunkle Verhängnis, welches diese frühentwickelten Genies in rastloser Hast zur Vollendung ihres Lebenswerkes peitscht! Man steht gedrückt und traurig vor dem ewigen Unverständnis der Umwelt solchen großen Naturen gegenüber.

In einem Wiener Vorort geboren, ward Franz Schubert Schullehrergehilfe. Von seinem Vater hatte er zwar einigen Musikunterricht gehabt, war aber insbesondere als Komponist eigentlich völlig Autodidakt. Wenn sein Lehrer Holzner, dem kleinen Franz etwas Harmonielehre explizieren wollte, wußte der Knabe immer schon alles, so daß der Lehrer begeistert rief: „Dieser hat doch die Harmonie im kleinen Finger“. Ebenso ging es Ruzicska, der dem kleinen Franz im Konvikt Anweisungen in Theorie geben sollte. Schon nach einigen Stunden erklärte er: „Den kann man nichts lehren, der hat's vom lieben Herrgott gelernt“. Als Schubert dann zu dem berühmten Salieri kam, war er schon zu selbständig und strebte Zielen zu, die weit über Salieris Begriffsvermögen gingen.

Vier elende, unbefriedigende Jahre war er als Schulmeister tätig, doch hatte schon hier ein reiches Schaffen begonnen. Trotz dem Sträuben des Vaters riß er sich dann los von diesem Joch und verbringt die wenigen Lebensjahre stellungslos. Ja, Schubert war zeitlich so arm, wie nur von dem Nazarener erzählt wird: Auch er wußte oft nicht, wo er sein Haupt betten würde, und das Freundeskleblatt Schwind, Bauernfeld und Schubert durchlebten eine geradezu tragikomische Armut. Es fehlte nicht nur an Geld, im Winter an Holz, selbst das Mittagessen mußte gar zu oft „überschlagen“ werden, ja nicht einmal die Miete für ein Klavier konnte der Viederkönig aufbringen.

Einmal saß Bauernfeld mit Schubert schon am frühen Nachmittage im Kaffeehaus, wo sie Stammgäste waren. Sie tranken auf „Puff“ ihren Kaffee, aßen jeder an sechs Ripfeln dazu und wunderten sich gegenseitig über den regen Appetit so kurz nach dem Mittagessen. Endlich rückte Schubert mit der Sprache heraus: „Das macht, ich habe eigentlich noch nichts gegessen“. Bauernfeld konnte von sich nur dasselbe sagen. Meist vertraute dieser seine Lage dem Tagebuch an: „Apfel und Brezeln als Nachtmahl. Ein Glück, daß einem niemand ins Innere der Seele und des leeren Geldbeutels schauen kann“ heißt es da.

So dürftig lebte Schubert sein Leben lang. Vergebens bewarb er sich um irgend eine feste Anstellung, immer wieder schnappte ihm irgendein Protektionsdilettant dieselben vor der Nase weg.

31 Jahre alt starb der junge Meister, dessen Leben eine Kette fortwährender Enttäuschungen war und der bei seinem Tode nicht soviel hinterließ, daß die Begräbniskosten davon hätten gedeckt werden können. Alle, die dem golden-gemütvollen, bescheidenen, reinen, lautern, herrlich-treuen Menschen nahe gestanden, waren fassungslos vor Schmerz.

„Schubert ist tot“ klagte Schwind „und mit ihm das Heiterste und Schönste, das wir hatten. Du weißt, wie ich ihn liebe, Du kannst Dir ausdenken, wie ich dem Gedanken kaum gewachsen war, ihn verloren zu haben. Ich habe um ihn geweint, wie um meinen Bruder; jetzt aber gönne ich ihm, daß er in seiner Größe gestorben und seines Kummers los ist. Je mehr ich jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat . . .

Die Erinnerung an ihn wird mit uns sein und alle Beschwerden der Welt werden uns nicht hindern, in Augenblicken ganz zu fühlen, was nun ganz verschwunden ist.“

Nicht nur seine Freunde, die Nachwelt und auch wir sind immer wieder bestürzt, wenn wir an den frühen Tod dieses Genies denken. Mozart hatte Zeit sich zu entwickeln und hatte eine herrliche Jugend, Schubert drängte seine Riesenarbeit in ein notreiches Jahrzehnt zusammen.

Übersehn wir diese gewaltige Fülle von Wohlklang, Frische, Anmut, Träumerei und den unendlichen Zauber der diesem herrlichsten Gemüt entflutet, können wir sagen: wahrlich, Schubert verdient es neben Beethoven, Mozart und Gluck zu ruhen.

Beethoven der größte Simphoniker, Mozart der größte Dramatiker und Schubert der größte Melodiker aller Zeiten.

Schubert ist der Schöpfer des deutschen Liedes, er ist der herrlichste Sänger und fruchtbarste Melodiker. Seine Musik verkörperte, lauterste Jugend; frisch, wie ein sonnen-durchfluteter Wintermorgen, innig, wie die heitere Wärme eines ährendurchwogten Sommerabends. Der „göttliche Funke“, der ihn so rasch verzehrte, war trotz seines so beklagenswert raschen Todes zu einer herrlich leuchtenden Flamme angeschwollen.

Zwar wurde sein Nachlaß bloß auf 63 Gulden gewertet, aber allmählig begann man zu erkennen, welcher unerschöpflicher Schatz er eigentlich war. Erst die große Gesamtausgabe, die etwa 50 Jahre nach seinem Tode in Angriff genommen wurde, gibt einen Überblick über die erstaunliche, flutartige Gewalt seines Schaffens. 40 große Bände seiner Kompositionen umfassen alle Gebiete der Musik: 20 Opern, 6 Messen, 10 Simphonien, darunter die unsterblichen in C-dur und G-moll, die unerschöpflichen Kammernusikwerke, in denen sich das melodische Wundergenie am meisten offenbart, die Klavierwerke mit den kostbaren Perlen der „Moments musikal“ und Impromptus, Sonaten und der machtvollen C-durphantasie, sind noch lange nicht Allgemeingut geworden. Schubert ist der größte Meister der vierhändigen Klaviermusik, unerreicht als Komponist von Männerchören, als Tanzkomponist ist er nicht nur der Vorläufer von Lanner und Johann Strauß, seine Tänze sind so voll reinstem Gold und Edeltönen, daß wir in ihm den gemütvollsten und idealsten Tanzmusiker aller Zeiten besitzen. In seinen über 600 Liedern, hat er den köstlichsten „Blütentraum der Menschheit“ erfüllt und stellt sich mit diesen in gleichberechtigter Unsterblichkeit zu den gewaltigsten Tonheroen.

Als Schubert, vierundzwanzigjährig, mit seinem Erlkönig vor die Öffentlichkeit trat, war es vielen klar, daß hier etwas völlig Neues, noch nie Gehörtes geschaffen war. Es ist das wichtigste Datum in der Geschichte des Liedes. Es war ein Opus 1, wie noch nie erlebt wurde. Doch blieb es nicht vereinzelt, es folgten, wie aus einem Füllhorn die bezaubernden Kostbarkeiten: „Gretchen am Spinnrad“, „Ihr Bild“, „Am Meer“, „Die Stadt“, „Der Doppelgänger“, „Suleika“ und die Harfnerlieder; die Liedercyklen: „Die schöne Müllerin“, „Winterreise“ und ein Halbtausend anderer Perlen deutscher Liedinnigkeit.

Vom einfachsten Volkslied („Am Brunnen vor dem Tore“ und „Sah ein Knab ein Röslein stehn“) steigert sich der Ausdruck bis zur tragisch hinreißenden, simphonischen Tongewalt („Gruppe aus dem Tartarus“, „Schwager Kronos“ u. a.)

Trotz seiner Jugend war Schubert eben ein genialer Seelenkenner und hatte jene überirdische Fähigkeit, Landschaften und Seelenregungen zu schildern, die er nie erlebt. Wie wogt der Nebel in „Dffians Gesängen“, wie kräufelt

der Windzug über der grauen Wasserbahn in „Der Stadt“, wie braust der Sturm seinen harten Rhythmus in „Stürmischer Morgen“, wie rauscht das silberne Bächlein in „Liebesbotschaft“ und sprudelt heiter in der Forelle“, wie ist die drückende Einsamkeit, die öde Landschaft in der „Winterreise“ geschildert! — Es ist kein Wunder, wenn Schubert manchmal vor den Stimmen in seinem Innern geirrt hat. Der Dämon, der ihm den Lebensfaden so kurz bemessen, flüsterte ihm in fliegender Hast die unerhörtesten Dinge ins Ohr, die geschrieben werden mußten, und keine Lebensnot konnte ihn von dieser verzehrenden Arbeit zurückhalten. Der Dämon trieb ihn sich selbst in Arbeit zu verzehren.

Als Viederkomponist hat Schubert so unendlich viel gegeben, daß wir uns über den tragisch frühen Tod wohl trösten könnten. Wenn wir aber daran denken, daß dieses Genie auch nur 50—60 Jahre alt hätte werden können, wäre seine Entwicklung als Simphoniker gar nicht zu ermessen. Er, der schon jetzt mit seinen großen Simphonien und Kammermusikwerken unmittelbar an Beethoven herangerückt, was hätte er noch schaffen können! — Wir müssen nur ausdenken, daß Schubert niemals eine seiner Simphonien hat erklingen hören, andererseits müssen wir uns vorzustellen versuchen, was er an sich und seinen unmittelbar folgenden Zeitgenossen hätte lernen können! Er hätte Schumann, Chopin, Liszt, Berlioz, Brahms und Bruckner erlebt, Richard Wagners kühne Neuerungen hätte er erprobt und in sein geniales Schaffen eingestellt. Welche Wandlung hätte diese natürliche Wunderbegabung erfahren und welcher unerhörter Tonschatz hätte uns geschenkt werden können!

Vergebens alles Spintifizieren! Wie die Dämonen einen Beethoven zu grausamer Taubheit verdammt, wie sie Mozart, Schumann, Chopin, Hugo Wolf, Max Reger früh vernichteten, wie Raffael, Günther, Hölderlin, Novalis, Grabbe, Heinrich Kleist, Van Gogh, Rimbaud, und viele andere ihnen zum frühen Opfer fielen, so haben sie auch dieses, von Natur aus vielleicht wunderbarsten Musikgenies Leben im blühendsten Schwellen abgerissen.

Schubert

Von Ludwig Ullmann

Lavendel und Levkojen in den Vasen,
Und vor dem Fenster sonnenfatter Rasen.

Schon klingen aus der Laube Becherklänge
Blau grüßt der Wald der fernen Hügelhänge.

Und über der Kastanien lock'ren Reihen
Verdämmern die Konturen der Basteien.

O heißer Duft von braunen Mädchenlocken!
Dumpf dröhnend brummt der Hall der großen Glocken.

Ein Mädchenkopf beugt sich auf weiße Tasten,
Noch lärmt im Hofe schrill ein Leierkasten.

Der Pendelschlag der Uhr geht auf und nieder
Zwei Hände klimpern alte Liebeslieder

Noch einmal schluchzt ein Ton und stirbt — dann wird es
stille,

Und langsam sinkt des Abends Schleierhülle.



Don Juan

Von Helene Burmaz—Buchholzer

(Schluß.)

Nun läutete es schon zum drittenmal. Unangenehm gestört sprang er auf. Der Diener war aus und Frau Dietrich schien wieder einmal ihren tauben Tag zu haben. Er ging selber öffnen.

Es war Udda.

Etwas beklemmendes senkte sich auf ihn, wie die Ahnung einer entscheidungsvollen kommenden Stunde.

Udda war ein durchaus wohlthuendes Geschöpf. Wie von der sorgfältig wählenden Hand des Schicksals war sie zu seiner großen blonden Gestalt gestimmt, ihre Mienen waren ernst und unbefangen, auch jetzt noch und von der Offenheit wohlhabender Naturen. Auf den ersten Anblick mochten ihre Formen etwas zu gradlinig erscheinen, erst später schätzte man den harmonischen Schwung ihrer Bewegungen, sowie der feine Nasenbogen nicht sofort auffiel. Eine Erscheinung, von jener gemütvollen Gediegenheit, die nähere Bekanntschaft wünschenswert erscheinen läßt. An der Eleganz ihrer Kleidung war Kunstgewerbe hervorragend beteiligt.

Als sie Platz genommen hatten, begann sie mit tiefer und etwas belegter Stimme zu reden:

„Ich besorgte eben Theaterkarten für „Ariadne“ und sah den Wagen der Amerikanerin, deiner interessanten Freundin unten stehen. Da entschloß ich mich rasch, heute noch heraufzukommen. Wie ist es seltsam, daß es Dir nicht genügt, wegen mir beneidet zu sein. Sonderbar genug, gerade Du sonnst Dich auch in ihrem Lichte mit solcher Vorliebe. — Seine hätte ich uns beiden diese Unannehmlichkeiten erspart, aber schau, ich konnte heute nicht anders. — Auch ich habe mir einmal gestattet, nicht anders zu können, doch will ich Dir versprechen, es so kurz, wie möglich zu machen.“

Gunther saß müde und schicksalsergeben da.

„Ich wünsche, daß Du Deine Beziehungen zu Frau Maud Robinson abbrichst, man spricht so verschiedenes darüber, was Dir auch peinlich wäre.“

Sie errötete etwas und beobachtete ihn dabei offenkundig.

Gunther fuhr auf und bekam eine heiße Stirne.

„Das klingt wie ein Befehl. Kein Mensch darf einem andern solche Wünsche äußern — — nein — — auch Du mir gegenüber nicht!“

„Gewiß, ich weiß“ sagte sie mit trauernder Überlegenheit, „ich meinte es auch nicht ernstlich, das kannst Du glauben, doch war es vielleicht das einzige Mittel, Dich aus Deiner Lethargie aufzurütteln, etwas in Erregung zu bringen, wie einzig ich es heute brauchen kann. Nein — nicht deswegen kam ich. Ich wollte Dir etwas ganz anderes sagen, wahrscheinlich gerade das Gegenteil. Denn zwischen uns — — — wie schwer läßt sich das ausdrücken. Merkwürdig, die Worte der Liebe klingen niemals banal und wenn sie tausendmal wiederholt werden und Worte des Liebesabschiedes sind es immer — — — Wie viel hätte ich Dir zu sagen und wie wenig ist jetzt noch der Mühe wert auszusprechen. Nein, Dich zu ändern, oder gar zu bessern, werde ich nicht mehr versuchen. Die Zeit, wo ich das glaubte, ist längst vergessen. Es wundert mich, daß ich Dir das so ruhig sagen kann. Du wirst ja kaum ermessen, mit wie mühevollen Kämpfen ich mir diese Ruhe erkaufte. Trotzdem fürchte ich, werde ich etwas systemlos sprechen, umsonst sucht man sich über alles klar zu werden, schließlich steht man doch immer wieder vor dem Chaos. Doch ist es wohl heute sicher gleichgültig, ob wir wohlgelesene Reden führen.“

Wie wenig Du mich doch kennst, abgesehen, daß Du heute schon die Mühe scheust, über mich nachzudenken. Du wirst aber gerne zugeben, daß meiner Natur ungefähr nichts ferner lag, als der kleinliche Zweifel und das eifersüchtig schielende Auge. Du hast mich sehend gemacht, zuerst im schönen, dann im traurigen Sinne. Das Ergebnis ist der heutige Tag. Sage selbst, wäre es nicht ehrenhafter gewesen, wenn Du damals, als Du einsahst, wie mächtig der Bann jener Frau ist, wenn Du damals aufrichtig bestürzt zu mir gekommen wärest und mir alles erzählt hättest, so viel mußt Du meiner Freundschaft vertrauen! Statt dessen diese eckelhaften, heuchlerischen Ausflüchte, diese dicken und doch allzudurchsichtigen Lügenwände und alles „um mir nicht unnötig wehe zu tun“. Ja, machst Du Dir denn überhaupt einen Begriff, was ich litt, als ich mich blind und taub stellen mußte, Dir gegenüber und auch in Gesellschaft, wie ich Gedächtnischwund markieren mußte, um nicht jeden Augenblick an Deine Widersprüche und unpassenden Daten zu stoßen? Es war Dir offenbar zu anstrengend, logisch und geschickt zu lügen. Nun ist aber solch ein Mann ungefähr das verabscheuungswürdigste. Ihr begebt Euch einfach der ehrenvollen Waffen, ihr habt diese Taktik ganz und gar nicht notwendig.

Es sollten schwere Strafen auf solche Verachtungsgefühle gesetzt sein, wie ich sie Dir in den ersten schrecklichen Tagen entgegenbrachte. Aber ich war schwer krank damals. Du hattest einen Mord an einem Herzen getan. — — Das verstehst Du nicht! Ist es so? — — Später sah ich allerdings ein, daß meine Erhabenheit auch viel Ueberhebliches an sich hat und Du vielleicht gar nicht anders kannst. — — Lebst Du denn wirklich nur für den Augenblick? Hast Du unsere Träume von unserm Leben ganz vergessen? Ich will gewiß nicht sentimental werden und auch nicht veranlassen, daß Du mir reuevoll zu Füßen sinkst. Du hättest bei Gott schon hundertmal Gelegenheit gehabt, Dir gewisse Sachen selber zu sagen. Waren die still seligen Tage im Gebirge nichts als Lüge? Damals glaubten wir das Glück, das einzige Glück gefunden zu haben, selig aufzugehen in der kleinsten Wesensentfaltung des Andern, dieselben Gebete zum selben Gott hinaufzusenden. Gedanken zu denken, die mit dem gleichen lockenden Ausblick in neue lockende Fernen endigen. In scheu behüteten Tempeln den heilig geliebten Flügelschlag der andern Seele zu fühlen. War es Lüge, wenn wir Hand in Hand wanderten? Einmal kamen wir auf bunte Wiesenhöhe. Gott schickte uns seine liebsten Gedanken. Und Du brachst damals wie in ekstatisches Gestammel aus und sagtest: „Du, nur Du allein, gabst mir, was ich bisher nicht kannte, wie viel mehr bist Du mir als Liebe, Du bist mir Leben, mein bestes, reinstes Leben, Erfüllung ohne Gleichen. O wie furchtbar war der ewige Wechsel bisher und jede neue wollte immer noch vollkommener, noch schöner sein, als die vorhergehende. Du allein, ich fühl mich wahr, bist, was meine Natur unerbittlich verlangt — — Ausschließlichkeit in Dir, wie bist Du reich — — lückenloses, restloses Glück, wundersame Himmel seligen Ineinandertauchens tun sich auf, Treue dem Unbekannten, was wußte ich früher von solchem Glück, auch nicht in kurzen irrenden Augenblicken — —“. Und die Erinnerung daran, soll jetzt nur Schmerzen enthalten! So war es einst — — wie verdammt und niedrig sind wir, denen nicht einmal solche Stunden Wahrheiten sagen. — — Wie wollten wir doch leben, bis ans Ende.

Vielleicht habe ich Dir zu viel geopfert, bin zu weit gegangen, weiter, als ich vielleicht durfte. Doch wie sollte

die Liebe, der Leben und Tod untertan sind, nicht alle Furcht und alle Scham bannen können. Und auch heute kann ich nicht glauben daß das, was bei hunderttausend Proleten in der Liebe ein Ziel genannt wird, auch Dir, wenn schon nicht Ziel, so doch eine Last bedeuten könnte. Nein ich kann es trotz alledem nicht glauben.

Mein Gott, welch eine Hochflut von Gefühlen brauste mir täglich daher. Wie war meine Seele bereit, die kleinsten Schwingungen zu vervielfältigen und wie wurde sie dann erschüttert durch diese groben häßlichen Eindrücke. Eigentlich war mir Dein Hasten nach Sensationen für Sinne und das Gefühl immer so fremd und unbegreiflich. Auch ich mußte Dir immer mit neuen Liedern und neuen Kleidern entgegenkommen. Oft schmerzte mich Dein fast würdeloser Mangel an Ruhe. Da kam ich auf den sonderbaren Gedanken, daß es vielleicht an Deiner Unmusikalität liege. Es ist, wie wenn Dir eine innere Ausdehnungsmöglichkeit, eine seelische Dimension fehlen würde. Oft habe ich Dich wegen so einer gewissen sieghaft beflügelten Leichtigkeit beneidet, doch heute würde ich meine vielleicht allzuschwere, leidenschaftliche Art des Erlebens nicht dafür geben. Nicht wahr, Dir ist es unsagbar, denn Du begreift einfach nicht, was Dir fehlt und Dir dadurch entgeht.

Mit meiner heutigen Erfahrung — das ist übrigens ein dummes, unnützes Wort — würde ich natürlich alles genau ebenso wieder tun, nur würde ich, wenn das überhaupt möglich wäre, noch mehr Gefühl verschenken, mich noch mehr verbluten, an die Ansprüche jeder Liebeshunde. Wie karg und traurig ist doch sonst das Leben. Wie gemessen sind unsere Bewegungen, wie kalt unsere Blicke. Wie lästig sind die steifen Haubenstöcke, oder die verstaubten Kommoden, mit denen wir täglich zu tun haben. Nur die Liebe kennt keinen Geiz. Gold und Duft und Blumen und Vieder verschwendet jede Stunde. Man findet Worte, oder man findet ein Schweigen, das man nie geahnt. Man betet nach der Möglichkeit zu einem selbstlosesten Liebesbeweis, betteln ginge man für den Geliebten. — — — O, ich habe Dir so viel zu danken, das will ich auch nicht vergessen. — — —

Und jetzt — — — ist es die Amerikanerin — — — sie ist sicher eine „komplizierte, problematische Natur.“ Mir scheint sie mit den Gesten einer Seiltänzerin einherzuwandeln, doch sucht man vergebens nach der schwindelnden Tiefe, die ihr Gebaren rechtfertigen würde. Wie leicht ist Oberflächlichkeit, denn jede Seele sträubt sich gegen den eindringenden Schmerz und wie viel innerliche Kraft erfordert das Leid.“

Gunther sprang auf die letzten Worte unwillig auf und sagte:

„Mo ist wenigstens Realistin und denkt nicht so, wie Ihr romantischen Optimistinnen, daß wir Männer genau dasselbe überempfindlich, feine Gefühlsleben haben müßten, wie Ihr Frauen. Überhaupt, wie kann man dem Leben gerecht werden, wenn man nicht dem Augenblick lebt und ihn erfüllt — — —!“

Er schien auf eine Entgegnung zu warten. Als sie schwieg, legte sich das entsetzlich lähmende Schweigen des Mißverständnisses auf ihre Seelen, das mit jeder Minute drohender wurde. So daß Adda beim Klang ihrer eigenen zerbrochenen Stimme schreckhaft zusammensuckte, als sie die beklommene Frage tat:

„Sonst — — — hättest Du nichts zu sagen?“

Gunther saß da mit dem Ausdruck einer unüberwindlich stumpfen Schwäche, daß Frauen, die solchen beim Manne ihrer Wahl sehen, der Liebe vergessen, die einem leiser erschauenden Gefühl verachtungsvollen Mitleides Platz macht.

„Ach wie sündhaft ist doch unsere Erziehung!“ sagte er dann unsicher „wie sinnlos sind unsere Sitten. Warum gibt es Bälle, Theater, Seebäder, die Künste, die Erlösung versprechen und uns doch immer nur anspruchsvolle Reizmittel lehren, warum gibt es überhaupt „die Gesellschaft“? Ist nicht alles ringsumher auf Liebelei und mondaines Gehaben eingestellt? Doch weiß ich wohl, daß es auf dieser vieläugigen Welt auch einen taufrischen Bergmorgen gibt, daß es eine Mittagssonne gibt von solcher Kraft und Klarheit, daß ihr Licht alle Sünden der Welt wegstrahlt, auch stille Sommerabende gibt es mit liebevollen, duftenden Gärten, süße, blonde Kinder spielen darin. Beides gibt es. Warum gibt es Dich, herrliche Adda, und den Irwisch Mo zugleich auf der Welt? Warum muß ich Euch beide lieben?“

Er starrte eine Weile sinnend vor sich hin und fuhr dann fort:

„Bin ich darum schlecht — — — Nein — — — nein. Du darfst unmöglich von mir glauben, daß ich nur feiger Heuchler war, als ich Dich belog. Ich fühl's, mein besserer Dämon zwang mich dazu. Wie gerne wäre ich gewesen, wie ich mich gab. Und glaube nicht, daß ich nicht unter der Wandlung gelitten hätte. Nichts war Lüge früher, sowie jene Sonnentage in höhern Lüften unser ewig unzerstörbarer Besitz sind. — — — Du warst mir so köstliche Sicherheit, eine Dichtung bis dahin ungekannter Ruhe. Gefährtin warst Du meinem rastenden Herzen, Güte und Labjal meinem Gemüt, meinem Auge warst Schönheit nur Du. — — — Du meine freudige, treuliche, heilende, goldene Schwester! — — — Doch dann kam wieder das andere Leben mit seiner Peitsche und der Gier, die uns jeder Tag hier lehrt nach neuem Genuß. Da — — — einmal — — — sah ich die Andere, sah Mo. — — — Es war schon gegen Morgen auf der grünen Redoute. An einem abgelegenen Tisch saß eine dunkle Gestalt. Regungslos saß sie da, eigentümlich schimmerte ihre Haut und ihre Nackenlinie hatte etwas dämonisches. Was verschwiegen diese Lippen, was verbargen diese Wangen, was verhieß und verweigerte dieses unheimlich reizvolle Bild? Hatte sich die Schwernis der Erde darin beflügelt, hatten sich des Himmels Lüfte darin verdichtet? Das ewig Verhüllte, nie völlig Entdeckte und wenn es entdeckt schien schon wieder Versteckte, starrte mir daraus in die Augen und schien das wahnvoll fiebrig Gesuchte zu werden — — — Ich war erschüttert, kaum weiß ich wie und es schien mir Feigheit, mit Schaudern vorüberzugehen — — — Wie soll es nun werden, muß eine die einzige sein? Werden andere kommen? In meinem Alter sind solche Überraschungen nicht häufig. Oder vielleicht doch. Warum bandest Du mich nicht fest, warum ließeest Du mich so unbekümmert frei. Sahst Du denn nicht, daß ich für die Freiheit nicht würdig bin, ich muß Fesseln tragen — — — ich werde noch weinen — — — —!“

Wieder entstand ein trauriges Schweigen in dem mittäglichen Raum.

„Mag sein, daß das Leben Euch schöne Männer von Grund aus verdirbt. Und es ist furchtbar mühevoll, auf Euren verstimmten Saiten noch einen echten Ton hervorzubringen. Unser Intermezzo war also unpassend, ich sehe es ein. Wie Du nur Dich selber so wenig kanntest. Dein damaliges Benehmen muß Dir doch beschämend überheblich vorkommen.“

Nach einer Weile fragte er gepreßt:

„So fühlst Du nichts mehr für mich, ist mir Dein Herz nicht mehr Fürsprecher — — —? Bist Du nicht zu streng und gerecht?“

„Wie kannst Du nur so etwas fragen“ antwortete sie „und dazu noch in dieser Stunde — — — Du darfst

mir nichts mehr sein, das ist die Frage, die uns jetzt angeht, das übrige wird Dich bald nicht mehr interessieren — — — — Doch sei getrost, Du wirst nicht zu Grunde gehen daran, Dir hilfst Dein leichtes Blut und auch ich werde nicht zu Grunde gehen, ich habe meine Kunst. — — — Nun muß ich aber gehen — — — es war genug.“

Als sie aufstand, war es wie eine Sekunde des Schwankens in diesem stolzen königlichen Körper, wie eine Sekunde hilfselehender, weiblicher Verzweiflung, aber nur eine Ahnung davon, dann hob sich ihr Blick mit der fast überirdischen Ruhe der in großen Augenblicken begnadeten Naturen

„Leb wohl — — —“

Auch Gunther erhob sich mit der gewissermaßen trostlosen Haltung eines Mannes, der etwas tun möchte und der doch das unpassende jeder Handlung einsieht.

Adda war schon gegangen.

Er öffnete das Fenster wieder, als wolle er die bösen Geister verjagen. Was war das nun, war es der unheilbare Riß seines Lebens, doch wo blieben die obligaten Tränenszenen, die theatralische Aufmachung, kreischende Stimmen und wilde Drohungen fürchterlicher Sachen. Nein, es waren nur freundliche, ernste Worte; es war das Entgleiten teuerster Dinge. Es war ein Raub, so grausam wie das Leben raubte, das mörderische, an Freuden und Leiden so verschwenderische und doch vielgeliebte Leben.

Sollte er Adda brieflich nochmals um Verzeihung bitten; vielleicht hatte sie noch einmal Geduld mit ihm, sie war so ohne Winkel und Hinterhalt. Doch war nicht auch etwas Vermessenheit in ihr, sich gar so wichtig und unerseßlich vorzukommen. Da bemerkte er am Schreibtisch liegend Addas Ring. Sie hatte ihn wohl unbemerkt hier abgestreift. Und daß schien ihm die Banalität der Situation in einer Weise zu erhöhen, daß es nötig wurde, sich daraus gewaltsam zu befreien.

Plötzlich mußte er Mo's Lied pfeifen, das Lied, welches der Pianist mit den schwermütigen, krankhaften Augen immer spielte, wenn Mo in die Bar trat. Mo in ihrer unvergleichlichen, lachenden Skepsis ihm viel unantastbarer dazustehen. Vielleicht überschätzte er sie maßlos, doch daß sie diese Bewertung zu Stande brachte, schien ihm wiederum alles Reizes voll zu sein. Warum nur die Welt manchmal so furchtbar pathetisch tut. Bei Gott, man nimmt sich selber zu wichtig, faßt sich unnötig tragisch auf und blamiert sich dann dadurch, macht sich lächerlich. Und doch, o nein, es half nichts, er war unmoralisch, eine durchaus angekrankte, haltlose Natur. Wie recht hatte Adda, Schmerz erfordert Größe. Die hatte er ganz einfach nicht. Es ist keine Tiefe vorhanden, der Schmerz findet keine Tiefe. Eine kurze Zeit unter Addas Einfluß glaubte er sich in der Hand zu haben, aber es war ein Irrtum, wie alle andern. Nun wollte er sich weiter treiben lassen, wie es der Wirbel wollte hin und her im Kreise, oder auch vorwärts mit den Stromschnellen durch Mühlen und tote Flußarme, wenn es das Leben so wollte, was kann man denn dagegen tun. Schließlich endet man wohl als ein Wrack auf irgend einer Sandbank, doch was tut's, so kläglich ist ein verwitterter Kopf noch immer nicht, wie eine wohlfrisierte Perücke, die in giftiger Scheelsucht über den Sünder herfällt, aus Neid, weil sie die schönen Sünden nicht begangen hat zu einer Zeit, wo es noch schön war, schöne Sünden zu begegnen.

Sein ganz besonders geehrter Freund Oskar Wilde hatte unbedingt Recht mit dem Ausspruch: Junge Leute möchten gerne treu sein und können es nicht, alte Leute möchten gerne untreu sein und können es auch nicht — — — besser läßt sich das überhaupt nicht sagen.

Er nahm Hut und Stock und ging zum Mittagsskorsjo.



Hemmungsloser Verkehr

als einziges Mittel zur Bannung der Teuerung

Von Paul Klemm (Klaufenburg).

(Schluß.)

Ist das geschehen, so können wir in kurzer Zeit zu weit besseren Verhältnissen gelangen als vor dem Krieg und zu besseren als die Amerikaner heute haben. Wir müssen nicht lange an den Folgen des Krieges laborieren und könnten auch jetzt schon vorarbeiten dem hemmungslosen Verkehr, der vorgeschrittenen Arbeitsteilung. Bei Dingen von so ungeheurer Ausdehnung und Tragweite wie die Arbeitsteilung ist, kann nur automatische Ordnung rationell funktionieren.

Das Arbeitsprodukt kennzeichnet den Menschen, das Volk, das Zeitalter. Eine Steinart sagt uns mehr von unseren Vorfahren, als der besterhaltene Schädel. Wie wenig wüßten wir von der Biene, wenn wir sie nicht bei der Arbeit, wenn wir nur ihren anatomischen Bau sähen.

Der Mensch und sein Arbeitsprodukt fördern sich gegenseitig, stehen in Wechselbeziehung zu einander. Der Mensch schuf die Steinart und mit der Art in der Hand war der Mensch ein neues höheres Wesen.

Die Technik der Arbeit setzt bestimmte Materialien voraus, die man nicht überall findet, dazu eine gewisse Übung und Erfahrung und sehr oft eine spez. Kunstfertigkeit, die bei den einzelnen Menschen für die einzelnen Arbeiten sehr ungleich verteilt ist. Diese Umstände führen zur Arbeitsteilung. Je höher entwickelt die Arbeitsteilung, umso mehr Förderung erhält das Arbeitsprodukt und rückwirkend der Arbeiter selber, der Mensch.

Die Arbeitsteilung erzeugt Waren, die sich von den sonstigen Gebrauchsgütern dadurch unterscheiden, daß sie ihren Verfertigern unmittelbar nutzlos sind und nur als Tauschgut gebraucht werden können.

Der Austausch der Produkte der Arbeitsteilung ging ursprünglich auf dem Wege des Tauschhandels von statten, der aber bei einer gewissen Entwicklung der Arbeitsteilung versagt und der Geldwirtschaft Platz machen muß, falls der Handel und die von ihm abhängende Arbeitsteilung sich weiter entwickeln soll.

Als Vorbedingung des Tausches und als Voraussetzung entwickelter Arbeitsteilung bildet das Geldwesen mit die wahre Grundlage unserer Volkswirtschaft, unserer Kultur. Beseitigt man das Geld, so wird der Austausch der Produkte und die Arbeitsteilung unmöglich und alles, was darauf gebaut ist, stürzt zusammen.

Es genügt freilich nicht, daß irgendwo in Kellern der Banken, in den Geldschranken Privater Geld vorhanden sei, damit wir uns des Geldwesens erfreuen. Das Geld muß rollen, umlaufen, von Hand zu Hand gehen. Geld das nicht umläuft, sagte darum schon der weise Hume, ist für die Volkswirtschaft gleichbedeutend, wie verlorenes, vernichtetes Geld. Alle Räder stehen still, sobald das Geld still steht. Die Räder und das Geld rollen entweder zusammen oder beide stehen still. Das „Roller“ das ist die Aufgabe, die sowohl die Räder, wie auch das Geld zu erfüllen haben. Aber wir werden sehen, daß das Geld nicht ein einfaches Rad in dem volkswirtschaftlichen Getriebe ist, sondern das Treib-, das Motorrad, das die ganze Geschichte in Bewegung setzt und erhält.

Wie wichtig die Rolle ist, die das Geld in der Volkswirtschaft spielt, erkennt man wohl am besten daran, daß alle, die es verfluchen, gleichzeitig anerkennen, daß

es unentbehrlich ist. — Lykurg z. B. war dem Geldwesen sicherlich nicht gewogen. Er reformierte es auf seine Weise, aber er vermochte es nicht zu beseitigen. Die Erfinder aber von neuen, geldlosen Wirtschaftsordnungen strandeten bisher regelmäßig an den Klippen Utopias. Immer haben sie zugeben müssen, daß für die geldlose Wirtschaftsordnung — die kommunistische, anarchistische, sozialistische, marxistische, — ein Menschenschlag vorausgesetzt wird, der ganz erheblich von den heutigen Menschen in sozialen Eigenschaften abweicht. Eine geldlose Wirtschaft bedingt, daß entweder jeder durch die Anziehungskraft der Arbeit (Ausdruck Kautskys) oder durch behördlichen, gesellschaftlichen Zwang zur Arbeit verleitet und daß jedem die Bedarfs-güter behördlich zugewiesen werden.

In der Geldwirtschaft dagegen regelt sich Konsum und Produktion automatisch. Waren, die im Übermaß erzeugt werden, gehen im Preise zurück und das ist für die Produzenten das Zeichen, daß sie die Produktion einzuschränken haben. Umgekehrt, wenn es an Waren einer bestimmten Gattung fehlt, so ziehen die Preise dieser Waren an und die Preissteigerung gibt den Antrieb zur Vergrößerung der Produktion. So braucht sich der Staat nicht um die Produktion der Waren zu kümmern.

Die Geldwirtschaft schafft alle Produkte dorthin, wo sie am meisten begehrt werden. Kommen Störungen vor, sogenannte Krisen, in denen man gleichzeitig von Hunger Übermaß (Überproduktion) spricht, so sind diese nicht auf das Prinzip des Geldes zurückzuführen, sondern auf Fehler unseres, des herkömmlichen Geldes. Ähnlich wie ja auch die Entgleisungen der Eisenbahnzüge nicht dem System, sondern der mangelhaften Ausführung des Bahnbaues zugeschrieben werden. — Diese Fehler müssen wir beseitigen. Das Geldwesen aber der Krisen wegen beseitigen wollen, hieße das Eisenbahnwesen eines betrunkenen Weichenstellers wegen abschaffen: Natürlich die Fehler unseres Geldwesens fallen umso mehr auf und machen umso mehr böses Blut, je wichtiger die Rolle ist, die das Geld in der Volkswirtschaft spielt. Der Sprung eines Radreifens im Eisenbahnzug hat auch ganz andere Bedeutung, als bei einem Lastwagen. Eine fehlerhafte, liederliche, ausbeutende Eisenbahnverwaltung könnte unsere Volkswirtschaft zugrunde richten und das Gleiche ist der Fall mit dem Geld. —

In sozialistischen Kreisen beipricht man oft den Vorschlag, das Geld durch Arbeitszettel zu ersetzen. Man denkt sich die Sache so, daß der Staat zum einzigen Käufer und Verkäufer der Waren gemacht wird. Die Produzenten liefern ihre Waren in den Staatsspeichern ab und erhalten dafür nach einem Tarif Arbeitszettel, die in den Staatsspeichern zum Bezuge von Waren nach einem ebenfalls vom Staate aufgestellten Tarif berechtigen. Jeder Handel fällt weg. Wer mit dem Tausch unzufrieden ist, muß sich mit einer Klage an die Einschätzungskommission wenden! Da nun aber die Unzufriedenheit sich ganz natürlich dort einstellt, wo „geschätzt“ wird, insofern als jeder sein Produkt höher als die der anderen zu schätzen geneigt ist, wird sich jeder ganz regelmäßig übervorteilt glauben und so wird man diesen Zustand bald unerträglich finden.

Bei unserem auf dem Geldwesen errichteten Verteilungssystem laufen beim Staate überhaupt keine Klagen über diese Dinge ein. Das kommt daher, daß unser Geld ganz und gar von den Arbeitszetteln verschieden ist, ja überhaupt in keinem Punkte damit verglichen werden kann. Zug um Zug werden die Preise zwischen Käufern und Verkäufern selbstständig und selbstverantwortlich verhandelt. Alle Differenzen in der Qualität der

Waren, in der Lieferfrist, in den Ortsverhältnissen werden unmittelbar beim Tausch gegen Geld geschlichtet. So, daß tatsächlich der endgültig verabredete Preis den selbst gefällten Schiedspruch in sich birgt über all das, was Käufer und Verkäufer an ihren Tauschprodukten aussetzen haben.

Das Geldwesen wirkt für den Staat also sozusagen als Prellbock gegen eine schier endlose Flut von Beschwerden aller Art, womit die unzufriedenen Menschen sonst den Staat Tag für Tag überschwemmen würden, falls wir den Staat mit der Verteilung der Arbeitsprodukte beauftragen wollten.

Die Geldwirtschaft hat eben das Gute, daß sie alle Meinungsverschiedenheiten über die Waren, die ja niemals gleichmäßig ausfallen und für deren Beschaffenheit es gesetzlich brauchbare Maßstäbe nicht gibt, unmittelbar von den Interessenten schlichtet und daß es keine Berufung dagegen gibt. Können sich die Parteien nicht einigen, so geht jeder seinen Weg. Wie würde man behördlich den Preis eines Billes, eines Buches, einer politischen Zeitung einschätzen?

Das Geld ist eine großartige Erfindung. Man sagt, daß man die Arbeiten der Hausfrau dann am besten einzuschätzen lernt, wenn sie nicht gemacht werden.

Das ist gegenwärtig beim Geldwesen der Fall. Es ist festgefahren, es treibt Sabotage.

Verschiedene Umstände haben in letzter Zeit zusammengewirkt, daß das Geld wieder einmal thesauriert wird — es ist wohl da, aber es läuft nicht um. Die Banken geben nur Abschlagszahlungen auf Guthaben heraus, was einem tatsächlichen Moratorium gleichkommt, denn zur Klage entschließt man sich heute nicht leicht. Die Folge ist unter anderen Unannehmlichkeiten eine Stockung in den Betrieben, also Arbeitsgelegenheits-Verminderungs-Krise. Wenn die Arbeiter in Massen feiern, versiegen die meisten Einnahmequellen und alle werden unzufrieden, auch der Staat kommt zu kurz. Dann erscheint jedem Volk das eigene Feld zu klein und schlecht; das der Nachbarn übermäßig groß und fruchtbar. Dann glaubt man, es wären zu viele Menschen da und das beste wäre, in einem großen Kladderadatsch die Zahl auf das Niveau der Subsistenzmittel herabzudrücken, dann findet der Kriegsprediger und Bolschewik leicht Gläubige unter den Massen.

Das ist der Zustand, in dem wir uns befinden, ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand! Die Sanierung ist relativ leicht, denn einige technische Schwierigkeiten, deren Überwindung nicht den hunderttausendsten Teil dessen kostet, was sie einbringen, kann nicht in die Waagschale fallen. — Es muß ein Geld geschaffen werden nach Muster des neuphysiokratischen, welches unter stetem Druck steht, das heißt, welches seinem Besitzer Verlust verursacht, wenn er es nicht prompt weiter gibt. — Vorläufig könnte das einfach so geschehen, daß wöchentlich jede Note mit 1% Postmarken zu bekleben wäre. Die ein- und zwei Kronen monatlich mit Zweihellermarken. Wer die Marken nicht aufklebt, müßte sich beim Ausgeben der Noten den entsprechenden Abzug gefallen lassen.

Wer sich mit dem Gegenstand nie befaßt hat, wird die ungeheure Tragweite der Maßregel nicht gleich ermessen können und insolgedessen die Scheererei mit dem Markenaufkleben oder die Mühe des Abrechnens der wöchentlichen Entwertung von den Noten als lästig empfinden. Das liegt aber an der Ungewohntheit der Sache. Den Gegenstand bis in alle Details zu behandeln, ist hier noch nicht der Platz. Es genügt vorläufig der Hinweis, daß der Zweck, das Geld unter Druck zu setzen, auf verschiedene

Weise erreicht werden kann und die Belästigung auch den Ungebildeten nicht der Rede wert ist.

Das Wesen des Geldes und seine volle Bedeutung ist heute selbst denen noch verschleiert, die es zu verwalten haben. Das beweist die Rede, die Dr. Reisch, der neue Staatssekretär für Finanzen in Österreich kürzlich in der Nationalversammlung gehalten hat, worin er verspricht oder doch hofft in Kürze für Österreich wieder eine metallgedeckte Währung einzuführen. Er bezeichnet die Lage Österreichs als ernst aber nicht trostlos, worin man ihm beruhigt beipflichten kann; wenn er aber dazu gelangen sollte, ernste Versuche zur Durchführung seiner Pläne anzustellen, so dürfte sich für Österreich die Lage doch noch trostlos gestalten.

Der Gute hat viel gelernt, leider auch Grundverkehrtes, was eben unvermeidlich ist, wenn man fürs Examen lernt und als Dogma hinnimmt, was die Autoritäten verkehrt ausgedacht und konfus niedergeschrieben haben — Die Zeitung schreibt, daß die Rede reichen Beifall fand. Also war niemand bei der Nationalversammlung, der den Gegenstand beherrschte und es braucht doch nur ein wenig näheres Eingehen darauf, um den Unsinn des Vorschlages herauszufinden. Man stelle sich nur vor, wie das Experiment ausfallen könnte, wenn es möglich wäre, es durchzuführen. Gesezt den Fall, Österreich bekäme den Kredit, sagen wir um zwei Milliarden in Gold als Notendeckung im Keller zu deponieren. Was nützt das aber der Valuta, wenn nicht gleichzeitig die Verpflichtung dabei mitgeht, jede Note gegen Gold einzulösen. Andernfalls läßt sich die Valuta aber nicht rühren und das im Keller vergrabene Gold kostet den Staat nur unnötige Zinsen. Wenn aber der Staat oder das Noteninstitut das Papier gegen Gold eintauscht, so bleibt nach zwei Tagen kein Goldstück in seinem Keller. Soll also die erste Anstrengung nicht vergeblich gewesen sein, so muß Österreich solange und soviel Gold beschaffen, bis es seine letzte Note eingelöst hat. Dann hätte Österreich reine Goldwährung. Was hätte es dann? Seine Valuta wäre gerettet, aber seine Industriearbeiter wären vorher längst alle verhungert, alle Kaufleute und Fabriken bankrott und Rohstoffe hätte es erst recht noch nicht. Österreich hat ebenso wie wir keine wirtschaftliche Sorge mehr, sobald jeder schaffen kann. Hat es die Rohprodukte, die seine Fabriken benötigen, so kann es arbeiten, d. h. Güter erzeugen und wenn es Güter hemmungslos erzeugen kann, so kann es seine Schulden damit bezahlen, Getreide kaufen und was es sonst vom Ausland braucht. Das kostet alles nicht so viel als das Geldexperiment, mit welchem übrigens noch eine Menge enorme Nachteile verbunden wären, die hier auszuführen nicht der Platz ist. Im vorerwähnten Werk Gefells ist das systematisch und ausführlich zu finden, für den, der sich dafür interessiert.



Musikleben in Hermannstadt

Von Dr. Ranko Buchholzer

Wie zu erwarten war, nahm das musikalische Leben in Hermannstadt im vergangenen Semester einen recht lebhaften Aufschwung. Eine Reihe von Solisten-, Instrumental- und Vokalkonzerten ist das Ergebnis der letzten Monate, wobei wir mit Genugtuung feststellen können, daß sie durchwegs auf gediegener künstlerischer Höhe standen.

An Solisten begrüßten wir mit Freuden zwei Kronstädter Gäste, Herrn Dr. Hans Copony mit einem

Lieder- und Arienabend am 22. Oktober, zugleich auch erstes Konzert in der Saison, (am Klavier Musikdirektor Paul Richter) und Herr Adolf Weiß mit einem Orgelkonzert in der Stadtpfarrkirche Copony ist uns von früher bestens bekannt, ein Liebling der Germaniakreise und bewährter Solist ihrer Operaufführungen, wurde er mit lebhaftem Beifall empfangen. Seine Stärke ist jedenfalls der Operngesang, wo sein schmetternder Tenor sich ungehindert und voll ausleben kann. Adolf Weiß ist ein seelenvoller Organist mit bemerkenswertem Können und ausgeprägten rhythmischem Empfinden. Er bereitete uns am 1. November mit dem Vortrage Bach'scher Werke und neben kleinern Orgelkompositionen mit der wohl nicht sehr tiefen, aber für die Orgel umso dankbareren Sonate in D-moll von Guilmant, einen künstlerisch wertvollen Abend. Für die andachtsvoll Lauschenden keine stimmungsvollere Allerseelenfeier denkbar.

Nach jahrelangem Schweigen bot uns die Geigerin Frau Elsa Hezel — von Heldenberg Gelegenheit, sie wieder am Konzertpodium willkommen zu heißen; eine Künstlerin von ausgeprägten geigerischen und musikalischen Qualitäten. Sie trug in ihrem Konzert am 12. November eine Reihe virtuoser Sachen und drei Sätze aus der Goldmarksuite Op. 11. mit Herrn Koncanszky als ausgezeichnetem Partner vor. Aber noch viel lieber würden wir Frau Hezel auf dem Gebiete der Sonaten- und Kammermusik, als auf dem nach unserer Meinung ihr am meisten liegenden Gebiete hören. Diese Kunstgattungen sind am vorzüglichsten geeignet, dem Hörer ernste musikalische Qualitäten des Interpreten zu vermitteln.

Als ein Ereignis von großer Bedeutung für unser Musikleben dürfen wir das Erscheinen der Konzert- und Oratorienfängerin Frau Adele Reisenberger-Umling in unserer Stadt bezeichnen. Absolventin des Bukarester Konservatoriums für Klavier und der k. k. Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien (Klavier und Gesang), wirkte sie in den letzten Jahren als hervorragende Gesangspädagogin und konzertierende Künstlerin in Wien und ist erst vor kurzem in ihre Heimat Siebenbürgen zurückgekehrt. Ihr Können richtet sich hauptsächlich auf das Gediegene, Stil- und Inhaltvolle in der Kunst, der sie mit warmer Begeisterung, mit hochentwickeltem technischen und musikalischem Rüstzeug und einem klangschönen Sopran dient. Gelegenheit bot sich uns, sie einmal öffentlich zu hören. In einem später noch zu erwähnenden Kammermusik- (Mozart) Abend mit dem mustergültigen Vortrage einer Arie aus „Il re pastore“ und dreier Lieder des Meisters, in einem eigenen Liederabend, in welchem besonders die Lieder von Brahms und Hugo Wolf lebhaftesten Beifall fanden, und schließlich in dem Vereinskonzert der „Germania“ am 4. Februar mit stilvoll gesungenen Liedern von Franz List und Richard Strauß. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese ausgezeichnete und vornehme Künstlerin zur Kräftigung und Hebung ernster musikalischer Bestrebungen unserer Stadt dauernd erhalten bleibt.

Die Pianistin Fräulein Anna Voileanu erfreute uns in ihrem Klavierabend am 11. Januar mit einem durchaus wertvollen Programm. Sie ist eine ausgeprägte, warm fühlende, künstlerische Individualität, die es mit ihrer Kunst erst meint und in heißem Ringen mit ihrer Muse bestrebt ist, die Kunstwerke sich zu erobern. Wie sie Bach spielt, ist nachahmenswert. Sie versteht es, nicht nur die komplizierte Architektonik Bach'scher Präludien und Fugen durch feine dynamische Schattierungen im Vortrag vor dem Hörer plastisch erstehen zu lassen, sondern sie versteht diese Werke auch mit dem ihnen eigentümlichen tiefen und geistigen Gehalt. Aber auch die anderen Werke,

die sie vortrug, namentlich Brahms und Schumann hörten wir gerne von ihr. Durch eine Berufung als Lehrerin am Klausenburger staatlichen Konservatorium scheidet sie leider aus unserer Stadt, wir hoffen aber, daß sie den Weg zu uns trotzdem noch finden wird.

Die im vorigen Jahre mit so viel Interesse aufgenommenen Kammermusikabende wurden auch in dieser Saison fortgesetzt, bloß mit dem Unterschied, daß sie nun mehr im Rahmen des Musikvereins veranstaltet werden. Bisher fanden zwei Abende statt. Der erste war mit der Sonate in Es-dur für Violine und Klavier, der schon früher erwähnten Vokalnummer und mit dem Klarinettenquintett (im Wiederholungsabend mit dem Streichquintett in G-moll) Mozart gewidmet, während im zweiten Abend das Streichquartett in B-dur Op. 76 Nr. 4 von Haydn und das Septett in Es-dur Op. 20 für Streicher und Bläser von Beethoven zum Vortrage gelangte. An der Ausführung dieser Abende sind so ziemlich alle unsere ernstesten musikalischen Kräfte, Berufsmusiker, geübtere Dilletanten, Mitglieder der Stadtkapelle beteiligt, wobei die Tendenz vorherrschend ist, seltener gehörte Kammer-, Vokal- und Instrumentalwerke möglichst sauber und exakt zu Gehör zu bringen. Um auf den musikalischen Geschmack erzieherisch einzuwirken, gilt bei der Auswahl der Werke und Zusammenstellung der Programme als oberstes Prinzip, weder an die Zuhörer noch an die Ausführenden Konzessionen zu machen, sondern sich nur von künstlerischen und sachlichen Beweggründen leiten zu lassen. Wie diese Abende ihre Aufgabe erfüllen, ist ein Beweis, daß sie regelmäßig wiederholt werden müssen. Mit Genugtuung können wir feststellen, daß unser Beispiel auch in anderen Siebenbürgisch-deutschen Städten, wie Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Nachahmung gefunden hat. Der beste Weg, um einer drohenden Verflachung und Versimpelung in der Kunst und im Geschmack entgegenzuarbeiten.

In ganz außerordentlicher musikalischer Bedeutung entwickelten sich die von unserem bewährten Stadtkapellmeister Alfred Nowak eingeführten Symphoniekonzerte. Es sollte bloß ein Versuch sein, als Nowak im November vorigen Jahres alle unsere musikalischen Kräfte, mit den Mitgliedern der Stadtkapelle und einigen Militärmusikern nahezu 70 Personen, um seinen Taktstock scharte. Das Wagnis gelang, und wenn auch, um für die Zukunft ein wohl diszipliniertes und leistungsfähiges Orchester zu besitzen, noch manche Unebenheiten ausgemerzt werden müssen, was ja bei Nowaks bekannt straffer Führung kein Zweifel sein kann, so können wir auch jetzt schon feststellen, daß diese Konzerte berufen sein werden, im Verein mit den Kammermusikabenden und den Oratorienaufführungen unseres Musikvereins dem musikalischen Leben in unserer Stadt die gewünschte Richtung und Konsolidierung zu geben. Das erste Konzert im Stadttheater am 22. November brachte uns die Ouvertüre aus „Sommernachtstraum“ von Mendelssohn, Mozarts Jupiter-symphonie, die Suite „Peer Gynt“ von Grieg und das Meisterfingervorspiel von R. Wagner. Das zweite Konzert im neueröffneten Gesellschaftshaus am 14. Jänner d. J. war Beethoven gewidmet. Neben der zweiten D-dur Symphonie und der Egmont-Ouvertüre hörten wir als Hauptnummer des Abends des Meisters C-moll Klavierkonzert, mit welchem, die von den Kammermusikabenden bestens bekannte, am Gelingen derselben eifrigst bemühte und hervorragend beteiligte Pianistin, Frau Miki Klein Hinz zum erstenmal mit einem großen Werke vor die Öffentlichkeit trat. Sie spielte das Werk von dem, unter Nowaks Leitung stehenden Orchester wirkungsvoll unterstützt, mit feinem Stilempfinden und technischer Vollkommenheit unter dem größten Beifall des Publikums.

Zum Schluß noch einige Worte über Vereinskonzerte. Der Hermannstädter Musikverein und die drei großen deutschen Chorvereine, „Germania“, „Männergesangverein“ und „Arbeiterbildungsverein“ treten mit je einem Konzert vor die Öffentlichkeit. Mit Freuden können wir feststellen, daß bei allen Vereinen, namentlich bei den Chorvereinen ein ansehnlicher Zuwachs frischer, wenn auch zum Teil noch minder geschulter Kräfte, großer Verneifer und Sangesfreudigkeit wahrzunehmen ist. Als gemeinsamer Übelstand wird hingegen empfunden, daß bei den gegenwärtigen schwierigen Post- und Transportverhältnissen die Notenbeschaffung auf unüberwindliche Hindernisse stößt und man gezwungen ist, fast durchwegs Bekanntes aufzufrischen.

Im Musikvereinskonzert am 21. Dezember in der ev. Stadtpfarrkirche unter Musikdirektor S. L. Bellas Leitung waren die bemerkenswertesten Nummern: Präludium und Fuge zur Orgel in G-moll von J. S. Bach, gespielt von Herrn Carl Glückselig, zwei Sopranoli mit Orgelbegleitung, gesungen von Frau Matilde von Larcher (Gesang der Königin Maria Stuart von A. Becker und „Tröstung“ von Mendelssohn), eine eigenartige, besonders stimmungsvolle Komposition von S. L. Bella: Ph. Melanchtons „Nachklänge aus Psalmen“ für Männerchor, Altstimmen und Orgel und schließlich Einleitung, Soloquartett und erster Chor der Engel aus dem Oratorium „Kain“ für Solostimmen, Chor und Orchester von Max Zenger. Wie wir hören, beabsichtigt der Musikverein in einem der nächsten Konzerte das ganze Werk aufzuführen.

Am 26. Dezember folgte das Konzert des unter Leitung des Herrn Carl Glückselig stehenden Arbeiterbildungsvereins. Das „Siebenbürgische Deutsche Tageblatt“ schreibt hierüber: Man ist vom Arbeiterbildungsvereine schon seit längerer Zeit an durchwegs gediegene Leistungen gewöhnt worden. Und der früher erhaltene Eindruck hat sich leztthin zweifellos verstärkt. Sowohl die Chorstücke, worunter sich auch zwei Lieder für gemischten Chor, befanden, wie auch die Einzeldarbietungen standen auf der Höhe.

Die „Germania“ repräsentierte sich in ihrem Vereinskonzert, am 4. Februar wieder einmal als unser leistungsfähigster und intelligentester Männerchor. Es ist geradezu staunenswert, mit welcher, auch großstädtischen Gesangvereinen zur Ehre gereichenden, musikalischen Wohldiszipliniertheit durch ihn auch die größten Schwierigkeiten bewältigt werden. Wohl ein großer Mitverdient der trefflichen Schulung und Führung Chorleiters Nowak. Die besten Leistungen waren der überaus schwierige und im Aufbau und in der Stimmführung komplizierte a kapella Chor „Gelübde“ von S. L. Bella und der gewaltige Männerchor „Das ist das Meer“ aus der Symphonie-Ode „Das Meer“ von J. V. Nicode. Vielleicht beschenkt uns Nowak unter Heranziehung des Symphonie-Orchesters doch noch mit der Aufführung des ganzen Werkes. Einer Solistin, der Frau Reizenberger-Umling ist schon gedacht worden. Als weitere Solistin, des Abendes wirkten Fräulein Irene Ungar (Klavier) und das Vereinsmitglied Herr Gustav Borger (Gesang), lezterer mit dem stimmungsvollen Vortrage zweier Romanzen aus Tiecks „Magelone“ und des Liedes „Wie bist Du meine Königin“ von Johannes Brahms. Fräulein Ungar ist eine neue Kraft in unserer Stadt und verspricht sich zu einer wertvollen Bereicherung unseres Musiklebens zu entwickeln. Sie spielte unter lebhaftem Beifall des Publikums den 1. Satz aus der As-dur Sonate op. 110 von Beethoven und die Konzertetude in G-dur von Chopin, beide Stücke mit verdienstvollem Können und einfühelndem Bemühen.

In der gleichen Woche, am 7. Februar fand auch das Konzert des „Männergesangsvereins“ unter Mitwirkung des Vereinsdamenchores und des Mitgliedes der Stadtkapelle, Herrn Eduard Griffel (Geige) statt. Der Verein hat durch den Zuwachs sehr vieler neuer Kräfte und durch seinen erst vor kurzer Zeit zusammengestellten Damenchor mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aus welchem Grunde im Chorgesang noch manche rhythmischen Schwankungen und Intonationsunebenheiten zu verzeichnen waren. Immerhin gelang einiges recht gut. Am Programm standen zum größeren Teil Kompositionen ihres Chorleiters Herrn Artur Stubbe, von denen dem Publikum, wie es schien, am besten der „Chor der barmherzigen Brüder“ aus Schillers Tell (mit Bassolo, Herr K. Fischer) gefiel.

Der von den Kammermusikabenden ebenfalls bestens bekannte einzige Solist des Abends, Herr Eduard Griffel, ist eine echte geigerische Begabung. Was wir an ihm am meisten rühmen, sind neben einer zuverlässigen Geläufigkeit der Finger und einem lockeren Handgelenk in der Bogensführung, die unbedingte Reinheit seines Tons, präzises rhythmisches Abwägen der Notenwerte und die Fähigkeit einer überaus feinen dynamischen Nuancierung. Er spielte durch den anhaltenden Beifall des Publikums zu Zugaben ermuntert den 1. Satz aus dem A-dur Violinkonzert von Mozart und die Legende von Wieniawski mit Herrn Stubbe am Klavier.



Drei Übertragungen aus dem Französischen

Von Alfred Sperber. (Mario delle Nine angeeignet.)

Nevermore



Mein trauriger Traum





Hermann Konnerth: Federzeichnung.

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Herbstlied

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]



Das Wespennest

Es ist merkwürdig, gleichzeitig aber auch lehrreich, daß auch bei uns freimütige Äußerungen über Fehler in der Schulbildung und moralischen Ausrüstung der Jugend so gerne als Angriffe auf die christliche Schule und auf die Wirksamkeit des Christentums angesehen werden. Ein typischer Fall sind die Angriffe der zwei Hermannstädter Stadtprediger August Schuster und Hans Wagner auf Dr. Karl Ungar infolge einiger in seinem Artikel: „Zur Tuberkulosefrage“ (Sieh. d. Tageblatt, Nr. 14032 vom 18. Januar 1920) geäußerten Wünsche. Der eine geht dahin, daß die Menschen, sich endlich auf sich selbst besinnend, anfangen mögen, das „Diesseitsleben“ sich glücklicher und freundlicher zu gestalten, anstatt über Fragen nach der Unsterblichkeit der Seele und über den Systemen der Idealisten und Materialisten in scharfen Auseinandersetzungen sich zu ergehen. Der zweite Wunsch Dr. Ungars gipfelt in nachfolgenden zwei Sätzen, die hier wörtlich angeführt werden mögen, weil gegen den zweiten sich der Sturmangriff der zwei defensores fidei richtete. Der beide Sätze enthaltende Abschnitt lautet: „Zur wirksamen, wirklichen und ehrlichen Bekämpfung der Tuberkulose gehört in erster Linie die Erziehung des Volkes, die Erziehung zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zur Ehrlichkeit, zur Vernunft. Wenn wir uns entschließen könnten, nur halb soviel Zeit und Mühe, als auf die Sorge für

die „Seele“ und auf die Vorbereitung zum „ewigen Leben“ darauf zu verwenden, daß wir während des kurzen Erdenlebens vernünftig, das ist sozial denken und handeln, dann könnte uns geholfen werden“.

Selbst eine gewagte Exegese wird aus dem letzteren Satze kaum einen Angriff auf die Wohlfahrtseinrichtungen der christlichen Gemeinschaften, oder gar darauf sehen können, daß eine echte, wahre Religiosität für die Entwicklung der Menschenliebe und deren schönster Frucht, des Mitgeföhles ein vorzüglicher Boden wäre. Wie aber die tagtägliche Erfahrung schon zeigt, genügt es bei vielen Menschen nicht, die sozial vertvollen Eigenschaften, Überzeugungen aus dogmatisch-religiösem Boden aufkeimen und groß werden zu lassen. Und erst die schrecklichen Erfahrungen im Weltkriege! Wer wäre im Stande, die Unmasse von Verletzungen der Menschenliebe aufzuzählen, die Menschen gegeneinander verübten, die alle auf dem Boden des Christentums aufgewachsen waren. Da die Perlen der christlichen Lehre, wie sie besonders in der Bergpredigt enthalten sind, die Zustimmung aller edel und ernst Gesinnten finden müssen, so muß die Methode, mit der sie gelehrt werden, nicht mehr ganz entsprechen und benötigt einer offenbaren Ergänzung. Eine solche wünscht Dr. Ungar. Warum wird z. B. noch immer nicht schon in der Volksschule der Bau und das Leben des menschlichen Körpers gelehrt? Warum wird nicht schon auf dieser Stufe die Bedeutung der häuslichen und öffentlichen Gesundheitslehre klar gemacht? Sind die Familiengeschichten des jüdischen Volkes, mit denen man die Kleinen quält, vielleicht wertvoller, als das Verständnis dafür, wie der Mensch gebaut ist, wie er lebt und wovor er sich zu behüten hat? Hat also Dr. Ungar nicht recht, wenn er mehr Diesseits-Erziehung wünscht? Hunderte und Hunderte, die das Leben mit offenem Blicke ansehen, werden ihm recht geben und wünschen, daß, wenn die Fortentwicklung es verlangt, auch in ein Wespennest gestochen werde, was aber Dr. Ungar zweifellos nicht getan hat. Vor allem aber wäre zu wünschen, daß endlich auch bei uns die Verwechslung von philosophischem (wissenschaftlichen) und ethischem (vulgärem) Materialismus zum alten Plunder gelegt werde, was am besten wohl geschähe, wenn wir den letzteren, an dem auch viele im sächsischen Wolke kranken, als Mammonismus bezeichnen würden.

D. S.



Unsere Musikabende

Wegen den eingesezten Kälteferien, mußte unser II. Kammermusikabend um eine Woche verschoben werden. Er findet Mittwoch den 3. März statt. Programm: Schumann-Streichquartett A-dur, Schubert-Forzellenquintett.

Das selten aufgeführte „Spanische Liederspiel“ von Schumann kommt am 17. März zur Aufführung. Außer den bewährten Sängern: Frau Josefine Baumann-Brez (Sopran), Frau Lulla Gärtner-Dörschlag (Alt), Herrn Dr. Wilhelm Knopf (Baß), haben wir den berühmten Tenoristen, Herrn Dr. Hans Kopony gewonnen. Er übernimmt die Tenorpartie im „Liederspiel“ und wird außerdem den Abend mit einer Wagnerarie einleiten.



Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Julius Nedoma
 Modewarenhandlung
Kronstadt

3-24

Hotel
 Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
 Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

7-24

Werkstätte für kunstge-
 werbliche Holzarbeiten
Heinrich Tekles
Kronstadt
 Waisenhausgasse 5.

5-6

Josef Grimm
 Fabrik für Bautischler-
 arbeiten und Möbel
Kronstadt
 Rumänische Kirchengasse 101.

6-24

G. A. REISSENBERGER
 Mediasch
 Verlags- und Sortimentsbuch-
 handlung, Schreibwaren,
 Papierwaren
 Buchdruckerei
 Buchbinderei und Präge

6-6

Konditorei
Friedrich Flagners Nach-
 folg.
 HEINRICH HERMANN
 Kronstadt, Klosterg. 12.
 Erstklassiges Gebäck,
 Chokolade, Kakao.
 Täglich frisches
Teegebäck.

7-12

Spezialwerkstätte für
 Feinmechanik
HANS CLOOS
 Kronstadt, Rosenanger Nr. 6
 Reparaturen von Schreib-, Rechen-
 und Nähmaschinen, Apparaten, In-
 strumenten und sonstigen fein-
 mechanischen Artikeln
 Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
 u. den dazu gehörigen Bestandteilen.

7-24

Kronstädter Werkstätte
Michael-Weißgasse 28.

Abendkleider
Straßenkleider
Kostüme
Mäntel
Sportkleider
Hauskleider
Umarbeitungen

Kunstgewerbliche Arbeiten.

5-6

Johann Hubbes
 Werkstätte für moderne Möbel,
 Bau, Portale u. Innendekoration
Kronstadt
 Langgasse 149—151

6-12

LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,
Glas, Porzellan,
Tafelglas, Spiegel, Lampen,
Bilderrahmen, China-
silberwaren usw.
Import-Export.



Brasov — Kronstadt — Brassó

Telegramme: Laropa, Brasov ■ Filiale: Nagyenyed ■ Telephon Nr. 159

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung

Cementwaren und
Kunststeinfabrik

== KRONSTADT. ==

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

10-12



BITTE
SCHUTZMARKE
UND
ORIGINALPACKUNG
GENAU ZU

BEACHTEN
U. NACHAHMUN-
GEN
ZURÜCKZU
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER

DELIKATESS-HONIGKUCHEN,
BISQUITS U. KAKES-FABRIK

RUDOLF ELGES SÖHNE

KRONSTADT
LANGGASSE 40

EXPORT! FILIALE: BUCAREST
STR. ACADEMIEI N° 47

Graphische Kunstanstalt

G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

9-12

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

9-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 72 — Einzelaummer K 4 — Anzeigen 1/2 Seite für 1/4 Jahr K 100
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.